

VON TANJA STELZER

Als Jonne, der Kleinste, seine Schreibphase hatte, als er fünf Monate lang nur schrie, schrie, schrie, da dachte sie manchmal: Jetzt geh' ich einfach.

Es ist elf Uhr am Abend, die Eltern Ute und Wolfgang Moll sitzen im Wohnzimmer, einem von sechs Zimmern ihrer Altbauwohnung in Hamburg-Eimsbüttel. Der Laufstall ist zur Seite gerückt und blockiert nicht mehr, wie tagsüber, den Zugang zur Stereoanlage; Barockmusik dimmt die Anspannung des Tages herunter. In der Ecke steht die Spielküche mit Töpfen, Löffeln, Tellern. Ende eines Tages mit drei Kindern. Die Eltern sind blass, ihnen ist anzusehen, dass stimmt, was sie erzählen: Familie macht Rost auf den Knochen. Familie macht, dass man abends viertel nach zehn nur noch schlafen will, schlafen, schlafen, schlafen. Familie macht, dass man keine Bücher mehr liest, bloß Erziehungsratgeber und Kindergarten-Broschüren. Familie macht, dass man raus will aus der Stadt, wohin man mal geflüchtet war vor der Dorfwelt.

Natürlich, sagt Ute Moll, ist sie nicht gegangen. Denn Familie macht glücklich.

Die Molls: eine Familie aus der gehobenen Mittelschicht. Der Vater: 37, Betriebswirt, zurzeit arbeitslos, aber wegen einer guten Abfindung gelassen nach einem neuen Job suchend; die paar Monate, bis er einen neuen Arbeitgeber hat, nutzt er wie den Vaterschaftsurlaub, den er gern genommen hätte, wenn es finanziell gegangen wäre. Ein engagierter Vater, der, wenn er morgens zur Spielgruppe fährt, mit der Tochter auf dem Beifahrersitz Händchen hält. Die Mutter: 39, angestellt in einer PR-Agentur, seit knapp drei Jahren in Elternzeit. Die Kinder: Konstantin, aus einer vorherigen Beziehung der Mutter, ist neun, Marlene zweieinhalb, Jonne eins. Ihr Zuhause: 170 Quadratmeter in bevorzugter Lage hinter einer Jugendstil-Fassade. In der Wohnung liegt ein dicker cremefarbener Teppichboden mit einer Dämmschicht drunter; darauf hat sich die Hausgemeinschaft geeinigt: kein Parkett, der Kinder wegen.

Ute Moll ist zierlich, eine hübsche Frau mit halblangen schwarzen Locken; sie trägt einen Leinenrock über der Jeans, dazu ein Sweatshirt mit einem Netzoberteil darüber. Sie wirkt modern, urban. Sie sagt, wenn sie unterwegs ist, die Kleinen im Geschwister-Buggy, der Große auf dem Kickboard voran, dann gucken die Leute, schwanken zwischen Bewunderung und Unverständnis. Drei Kinder, das ist es in sich.

Wer, um Himmels willen, bekommt in Deutschland noch drei Kinder, mitten in der Stadt? Wer geht das finanzielle Risiko ein, wo doch das Statistische Bundesamt ausgerechnet hat, dass ein Kind, bis es 18 ist, durchschnittlich 145 000 Euro Unterhalt kostet (Verdienstausfälle in beruflichen Auszeiten nicht mitgerechnet)? Wer will auf Kino, Theater, Ausgehen verzichten? Wer, der einen guten Job hat, wagt es, den Kollegen um 17 Uhr zu sagen: Ich muss los, das Kind wartet? Oder gar „die Kinder“?

Hans Bertram, Familienforscher an der Berliner Humboldt-Universität, sagt, die deutsche Mittelstandsfamilie sitzt in der Falle. „Auf der einen Seite hat sie Lust auf Kinder, auf der anderen Seite haben sich viele für Berufe mit Karriereoptionen entschieden. Das Zeitfenster für Karriere ist klein, und die Kosten für Kinderbetreuung sind immens.“ Die meisten müssen am Ende zwischen Job und Elternschaft wählen.

Die Mittelschicht habe hohe Ansprüche an sich selbst und an die Entwicklung der Kinder, aus jedem Kind soll ein Topmanager werden. Gleichzeitig fehle die Infrastruktur, um diese Ansprüche zu erfüllen. Fühlen sich die Molls als Familie aufgehoben in dieser Gesellschaft? Wolfgang Moll sagt: Natürlich bekommen sie Kindergeld, aber das lassen sie bei Budnikowsky, in der Drogerie. Natürlich ist die Wohnung viel zu groß und dadurch zu teuer, aber sie haben nichts anderes gefunden, weil man auf Wohnungssuche mit zwei Kindern und einer Frau mit dickem Bauch nicht die Wahl hat. Sie haben auch überlegt, ein Haus zu kaufen, den Plan aber aufgeschoben, bis klar ist, ob sie aus beruflichen Gründen wegziehen müssen.

„Wir lamentieren auf hohem Niveau“, sagt er, und trotzdem: Die Rahmenbedingungen für Familien in Deutschland stimmen nicht. Wolfgang Moll erzählt, dass in der Nähe ein Komplex mit Apartmenthäusern gebaut wird, jedes hat 20 Quadratmeter Rasenfläche, „da muss man schon sehr genügsam sein, wenn man das als familienfreundlich bezeichnen will.“ Er hat beobachtet, dass befreundete Paare, die überlegen, ob sie Kinder bekommen sollen, die Diskussion über Kitaplätze verfolgen. „Die sagen sich: Wenn die Weichenstellung nicht stimmt, dann lieber keine Kinder. Jedenfalls nicht so viele.“

Wie lebt die Mittelschichtfamilie? Das Heidelberger Institut Sinus Sociovision betreibt seit 30 Jahren „Lebensweltextploration“, das heißt: Soziologen besuchen die verschiedensten Menschen zu Hause, fotografieren Wohn-, Schlaf- und Kinderzimmer, Küchen, Flure, fragen nach dem „besten Stück“ im Haus, nach Überzeugungen und Freizeitbeschäftigungen der Bewohner. Von ihrem Institut am Hang des Neckarufers aus gucken die Forscher sozusagen den Deutschen direkt in die

Land ohne Kinder – wie geht's derdeutschen Familie? Teil zwei: Ein Besuch bei der Mittelschicht

## Der Ernst des Gebens



Nimm drei. Ute und Wolfgang Moll mit ihren Kindern Jonne, ein Jahr alt, Konstantin, neun, und Marlene, zweieinhalb.

Foto: Fabian Bimmer

Seele, dem Fließbandarbeiter wie dem emeritierten Professor.

Den Begriff „Mittelschicht“ findet Carsten Wippermann, „Senior Research Manager“ bei Sinus Sociovision, zu schwammig. Er redet lieber von Milieus; das größte in der Mittelschicht ist die Bürgerliche Mitte, im Soziologen-Jargon wegen der Vorliebe zu Kiefern- und Weichholz-Milieus genannt: einfache bis mittlere Angestellte und Beamte, Facharbeiter, die leistungsorientiert sind, einen moderaten Wohlstand anstreben. Von Abstiegängsten geplagt, lassen sie sich leicht von der öffentlichen Debatte über Kinder als Armutsbedrohung verschrecken. „In letzter Zeit beobachten wir bei der Bürgerlichen Mitte Signale einer Tendenz zur Ein-Kind-Familie“, sagt Carsten Wippermann, und das, obwohl dieses Milieu sehr kinderfreundlich sei. Aber man wolle den Kindern auch etwas bieten.

Die Molls gehören nach dem Schema von Sinus Sociovision zum Milieu der „Postmateriellen“, einem der „Treibermilieus“ unserer Gesellschaft, das Vorbild ist für die Bürgerliche Mitte. Postmaterielle Familien sind wohlhabender als die Bürgerliche Mitte, haben eine höhere Bildung, ein gehobenes Einkommen, aber sie definieren sich mehr über Intellekt als über Besitz und Konsum. Sie sind belesen. Ihre Einrichtung: Ikea, kombiniert mit wertvolleren Dingen. Im Kinderzimmer sind Fernseher tabu, Handys sowieso. Die Postmateriellen kaufen gern Holzspielzeug und setzen sich mit der Frage auseinander: Wie soll Familie sein? Viele schicken ihre Kinder auf Montessori- oder Waldorfschulen. Die meisten belassen es bei zwei Kindern; es gibt aber auch einige kinderreiche Familien in diesem Milieu.

„Fertig!“, ruft Marlene vom Klo. Ute Moll verschwindet Richtung Toilette, kommt zurück, fragt: „Was hatte ich gerade gesagt?“ Ach ja, der Kindergarten für Marlene. Also: Direkt gegenüber gibt es einen – verlockende Lage, aber der Garten ist trist. Wolfgang findet außerdem, dass der angeschlossene Hort viel Unruhe bringt. Also doch lieber die Elterninitiative? Und in welche Schule soll Konstantin gehen? Das Gymnasium um die Ecke? Die Ganztagschule mit dem guten Ruf in der Innenstadt?

Die Molls nehmen ihre Aufgabe als Eltern wichtig. Die Mutter sagt: „Wir stricken viel um die Kinder herum.“ An Wochenenden, an denen Konstantin bei seinem leiblichen Vater ist, verabreden sie sich mit Freunden, die Kinder im Alter von Marlene und Jonne haben. Ist Konstantin da, treffen sie sich mit Paaren, die ältere Kinder haben. Damit kein Kind vernachlässigt wird, trennt sich die Familie manchmal für ein Wochenende: Die Mutter fährt mit Marlene ins Haus der Großeltern an der Ostsee, die Jungs und der Vater bleiben in Hamburg; ein Wochenende später dasselbe mit vertauschten Rollen.

Vor ein paar Monaten hat Ute Moll an einem Elternkurs teilgenommen, mit Konstantins leiblichem Vater. Konstantin ist „in einer präpubertären Phase“, sagt sie, „teilweise bin ich an meine Grenzen gekommen.“ Seit dem Kurs gibt es bei den Molls Familienregeln: Wer reinkommt, stellt seine Schuhe weg und hängt seine Jacke auf. Oder: Wir sprechen mit ruhiger Stimme, egal, wie aufgeregt wir sind. Die Molls wollen alles richtig machen. Die Familie ist für sie eine Herausforderung wie ein anspruchsvoller Job.

Weihnachtsplätzchen backen mit drei Kindern, zum Beispiel, geht so: Die Drei

sitzen an einem Kindertisch in der Küche. Marlene ruckelt am Tisch, Konstantin ruckelt zurück, Jonne schreit. Die Mutter fragt: „Konstantin, welches Förmchen möchtest du?“ Konstantin, lustlos: „Weiß nicht.“ Marlene sticht Sterne aus. Mandarinenstücke verschwinden im schreienden Kindermund. Die Mutter, sanft: „Einen Engel vielleicht?“ Jonne steht auf, nimmt sich ein Holz-Nilpferd von der Fensterbank, ein Mitbringsel aus Namibia. Marlene will das Nudelholz. Die Mutter tupft Zuckerguss auf die Sterne. Konstantin schwingt das Nudelholz wie ein Schwert. Jonne bricht dem Holz-Nilpferd ein Ohr ab. Die Mutter nimmt Jonne das Holz-Nilpferd weg. Jonne brüllt. Sie schiebt das Blech in den Ofen. Konstantin sagt, er hat Bläschen auf der Zunge. Die Mutter desinfiziert die Zunge mit Salzwasser, murmelt etwas von „Apotheke“ und „wann... Kekse... Ofen?“

Abends, in den Wohnzimmersessel gerollt, beschreibt Ute Moll ihre Erziehungs-ideale so: „Es wäre schön, wenn unsere Kinder verantwortungsbewusst würden, selbstständig.“ Er ergänzt: „Neugierig sollen sie sein, offen, tolerant, Lebensfreude zeigen.“ Um all das zu fördern, müssten sie, die Eltern, drei Fremdsprachen sprechen, für jedes Kind eine, mit eigenem Ton, eigener Wortwahl, eigener Satzmelodie. Gelingt es manchmal nicht, diese Sprachen abzuschalten, wenn sie abends alleine sind, haben sie ein Problem. „Man muss auf sich als Paar aufpassen“, sagt Wolfgang Moll, „wenn wir zwei Stunden gemeinsam haben, reden wir eine Dreiviertelstunde erst mal über Kinder.“

Früher hätte sich Ute Moll nicht vorstellen können, dass Kinder in ihrem Leben einmal einen solchen Raum einnehmen würden. Aus dem Dorf, in dem sie aufgewachsen ist, zog sie mit 18 nach Rom, als Au-pair. Die Arbeit in der Familie bestätigte ihr: bloß keine Kinder. Sie wollte leben. Also Italienisch-Studium, der Einstieg in den Beruf, und plötzlich, mit Ende 20, fielen ihr immer mehr Frauen auf, die dicke Bäuche vor sich hertrugen. Sie hörte auf zu rauchen; jahrelang hatte das nicht geklappt, jetzt schmeckte es nicht mehr.

Im Job war es ihr wichtig, eine verantwortungsvolle Aufgabe zu übernehmen. Als Konstantin auf die Welt kam, „hatte ich Verantwortung für das Kind“. Sie ging wieder arbeiten, als Konstantin anderthalb war, erst 15, dann 30 Stunden die Woche; da war sie allein erziehend. Sie schrieb Konzepte und hatte ein flausches Gefühl: Kommt das an? Sie formulierte Pressemitteilungen, organisierte Events, zu Hause lag das Kind, fiebernd, und wurde von der

Oma gepflegt. Mit Marlenes Geburt verstärkte sich das Gefühl: Es gibt Wichtigeres als in einer Agentur zu arbeiten. Ihre Selbstwahrnehmung hat sich verschoben, sagt Ute Moll. „Ich bin keine Karrierefrau; ich muss mich nicht beweisen.“

Es ist schwierig, die richtige Balance zu finden zwischen den eigenen Ansprüchen, denen der Kinder und denen der Gesellschaft. „Wenn ich mit Marlene alleine unterwegs bin, werde ich oft angesprochen: Ja wie, du arbeitest noch nicht wieder?“ Sie habe sich bewusst dafür entschieden, eine Zeit lang zu Hause zu sein, gleichzeitig legt sie Wert auf die Option,

wieder einzusteigen. Bloß: In der PR-Branche, glaubt sie, hat sie nun keine Karrierechancen mehr; „wenn du da nicht 60 Stunden arbeitest, giltst du als Exot.“ Jetzt überlegt sie, ob sie nicht besser eine Ausbildung zur Yoga-Lehrerin anfangen soll. In den Schwangerschaften hat sie viel Yoga gemacht, „das liegt mir“, sagt sie, „es hat etwas mit mir zu tun.“

Anne Volk, Herausgeberin der „Brigitte“, hat einmal vom „Krieg der Mütter“ gesprochen: Um die Frage, ob und wie Beruf und Familie zusammen gehen, kämp-

fen heute nicht mehr die ältere und die jüngere Frauengeneration, sondern die Mütter untereinander. Ute Moll findet den Begriff „Krieg“ übertrieben, und auch Carsten Wippermann von Sinus Sociovision kann diese Radikalität nicht erkennen. Für die Bürgerliche Mitte ist selbstverständlich, dass die Frau primär für Kinder zuständig ist. Dass Frauen arbeiten, wird akzeptiert, solange die Kinder nicht zu jung sind und nicht vernachlässigt werden. Mütter aus diesem Milieu belagern Kindergärtnerinnen und Lehrer, backen

Kuchen für Schulfeste. Männer in Erziehungszeit sind extrem selten.

Postmaterielle Frauen erwarten, dass ihre Männer bereit sind, eine Auszeit zu nehmen; viele Männer können sich das auch vorstellen. Aber wenn es – wie meist – nicht klappt, aus beruflichen oder finanziellen Gründen, leiden die Väter nicht darunter, die Mütter schon. Als Jonne noch nicht geboren war und sie mit Marlene und Konstantin zu Hause saß, erzählt Ute Moll, habe sie ihren Mann manchmal darum beneidet, dass er zur Arbeit gehen durfte. Dann kam Jonne, und jetzt, langsam, stellt sich erneut das Gefühl ein: Ich würde gern mal wieder was anderes machen. Was auch immer es sein wird – an erster Stelle wird weiter die Familie stehen.

**Zu fünft im Auto, Lieder singen, Harmonie. Ein Traum von früher**

Wenn die Molls ihre früheren Vorstellungen von Familie mit der Realität vergleichen, was hat sich erfüllt, was war überraschend?

Ute Moll legt den Kopf schief, überlegt. Sie sei erstaunt gewesen über die Vehemenz der Gefühle, „ich dachte, ich könnte keine weiteren Kinder bekommen, ich könnte keines so sehr lieben wie das Erste. Jetzt habe ich drei und liebe alle mit der gleichen Intensität.“ Wolfgang Moll wundert sich darüber, wie viel ein Kind seinen Eltern zurückgeben kann. „Es ist, als hätte man einen Satelliten von sich herumlaufen, ein zweites Paar Augen.“ Man werde reflektierter als Erwachsener, weil Kinder alles hinterfragen.

„Wenn ich mir früher Familie vorgestellt habe“, sagt Ute Moll, „stand Harmonie ganz oben.“ Zu fünft in einem großen Auto, Kinderlieder singend auf der Fahrt in den Urlaub. Das Bild ist schockgefrostet, ein Traum aus einer fernen Zeit. Sie verdreht die Augen, blickt spöttisch an die Decke. „In Wirklichkeit ist es gar nicht idyllisch.“ Ihr großes Auto ist ein alter, klappriger Volvo. Riesig und trotzdem zu klein für drei Kindersitze.

Die Vorstellung, dass Familie automatisch Harmonie sei, stimme nicht, sagt Ute Moll. „Man muss Abstriche machen; es gehört auch Arbeit dazu.“ Aber wer sagt, dass Arbeit nicht belohnt wird?

# 12,5%\*

Der Lohn der Unabhängigkeit.  
Weberbank FONXX SELECT.

Unsere Fondsvermögensverwaltung Weberbank FONXX SELECT hat in der konservativen Depotvariante die aktuelle Benchmark mit 12,5%\* um mehr als das Doppelte geschlagen. Über einen Zeitraum von drei Jahren. So zählt sich unsere Unabhängigkeit für Sie aus. Denn wir können Ihnen keine eigenen Fonds verkaufen – wir haben keine. Deshalb kommen nur die besten von über 8.000 Fonds

weltweit in Ihr Depot. Weberbank FONXX SELECT gibt es in vier Depotvarianten. Von sicherheits- bis chancenorientiert. Und das Beste: Wir berechnen Ihnen keine Ausgabeaufschläge. Einsteigen können Sie schon ab 25.000 Euro. Mehr Informationen erhalten Sie unter (030) 8 97 98-123 oder im Internet unter [www.weberbank.de](http://www.weberbank.de). Weberbank Privatbankiers KGaA – seit über 50 Jahren in Berlin.



Ihre privaten Bankiers

\* Diese Wertentwicklung wurde im Zeitraum vom 31. Oktober 2001 bis 31. Oktober 2004 erreicht.

**Weberbank**  
[www.weberbank.de](http://www.weberbank.de)